Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss foresty journal = Journal forestier suisse

Herausgeber: Schweizerischer Forstverein

Band: 117 (1966)

Heft: 7

Artikel: Die Entwicklung des Waldes : zur Darstellung des Waldes in der Literatur des 18. Jahrhunderts

Autor: Hauser, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-766341

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen
Journal forestier suisse

117. Jahrgang Juli 1966 Nummer 7

Die Entdeckung des Waldes

Zur Darstellung des Waldes in der Literatur des 18. Jahrhunderts

Von *A. Hauser,* Wädenswil Oxf. 902

1. Das Walderlebnis der Dichter

Je stärker die rationalen Kräfte werden, je mehr wir der Vernunft allein zu trauen gewillt sind, um so deutlicher und nachdrücklicher werden sich auch irrationale Tendenzen und Mächte melden. Diese Erscheinung, deren Evidenz wir tagtäglich beobachten können, gilt auch für das 18. Jahrhundert. Es ist kein Zufall, daß mitten in einer Zeit, in welcher die Vernunft zur Vorherrschaft gelangte, oder mindestens zu gelangen schien, fast plötzlich ein leidenschaftliches Sehnen nach der Natur entstand. Erstaunlich ist höchstens, daß sich die Aufklärung, die sich so eindeutig der reinen Vernunft verschrieben hatte, auch dieser neuen Strömung anzunehmen begann. Von nun an lautete die Parole nicht allein «Vorwärts zur Vernunft!», sondern gleichzeitig auch «Zurück zur Natur!». Eine intensive Auseinandersetzung mit der Natur und all ihren Erscheinungformen beginnt (1). Sie führt zur Entdeckung der Alpen und ihrer Bewohner und — bis heute nur wenig beachtet — schließlich auch zur Entdeckung des Waldes. Das alles ereignete sich nicht plötzlich, auf einen Schlag. Schon in der mittelalterlichen Naturdarstellung hatte der Wald eine ganz bestimmte Rolle gespielt; im höfischen Roman war er ein Hauptmotiv, gehörte er doch zu den wichtigsten Schauplätzen ritterlichen Geschehens. In der mittelalterlichen Literatur stößt man immer wieder auf die Darstellung einer Quelle, auf schattenspendende Bäume und Haine. Der Wald war ein «locus amoenus», ein lieblicher Ort, an dem sich seit Urzeiten Liebende treffen. Außerdem aber war der Wald in der Literatur Zufluchtsort für die Verstoßenen, die Verdammten, die Einsiedler und Büßenden. Er war von Geheimnissen umwittert und barg Feen, Nymphen oder Hexen. Wälder und Bäume waren sodann unentbehrliche Requisiten einer Ideallandschaft, die seit Homer in ungezählten Varianten in der gesamten Literatur bis weit hinein ins 17. Jahrhundert zu finden ist (2).

Die Literatur des 18. Jahrhunderts übernahm diese überlieferten Requisiten und Bilder zunächst. Sie lehnte sich vor allem an die Pastorale an, doch erwachte im Zuge der allgemeinen Neuorientierung der Wille zu neuer, unbefangener Schilderung. Diese neue Phase wird eingeleitet durch

das Epos «Die Alpen» (1729) des Berners Albrecht von Haller. Seine Berührung mit den Alpen und mit der Natur schlechthin geht auf moralische und ethische Überlegungen zurück. Er war vom quälenden Problem bedrängt, wie man der amüsanten Sündhaftigkeit des Rokoko begegnen könnte. Haller ist keine Einzelerscheinung; unzählige träumten mit Defoes «Robinson» (1719 erschienen) von der Unverdorbenheit und vom Glück einsamer, von jeglicher Kultur unverdorbener Inselbewohner. Auch Albrecht von Haller begab sich auf die Suche nach dem verlorenen Paradies, und er glaubte es auf einer botanischen Reise durch das Wallis und über die Gemmi im Jahre 1728 gefunden zu haben. Hier traf er ein «ideales Hirtenvolk», dessen Reinheit er zu besingen gedachte. Im Gegensatz zu den traditionellen Schäferidyllen sind Hallers Bergler urtümlich und kräftig. Eine gewisse Idealisierung nahm er in Kauf, galt es doch, diese Gestalten den verderbten Zeitgenossen gegenüberzustellen. Der Zugang zu den rauhen Walliser und Berner Sennen scheint dem Berner Patrizier verhältnismäßig leichtgefallen zu sein. Jedenfalls hatte er größere Mühe, ein natürliches Verhältnis zur Natur zu bekommen. Zwar erfüllt ihn ein leidenschaftlicher Drang nach naturwissenschaftlicher Erkenntnis und nach genauer und erklärender Beschreibung. Sein Blick blieb indessen distanziert und kühl; er ging gewissermaßen von der erhabenen Höhe des Gipfels den Erscheinungen der Natur messend und abwägend nach. Er ordnete und gliederte, indem er Stück für Stück nebeneinanderlegte, um sie schließlich zu einer Einheit zusammenzufügen. Die Beweglichkeit, die Wirklichkeit einer belebten Landschaft konnte er so nicht fassen. Die Teile blieben isoliert. Es ist die Rede vom schwarzen Wald, vom reißenden Wildstrom, oder von einer felsigen Gegend, von Bergen, die mit Tannen umgürtet sind. Im Gegensatz zu seinen menschlichen Gestalten fehlt seiner Landschaft die Seele. Allerdings war es schon ein wesentlicher Fortschritt, wenn ein Mensch des beginnenden 18. Jahrhunderts die Berge und die Natur nicht mehr abscheulich und fürchterlich, sondern interessant fand. Noch um 1755 hat Johnsons «Dictionary» die Berge als krankhafte Auswüchse, als unnatürliche Geschwülste der Erdoberfläche bezeichnet. Haller hat übrigens, wie viele Aufklärer, versucht, den Dingen auf den Grund zu gehen. In seiner Geschichte der helvetischen Gewächse (1768) gibt er eine für die damaligen Begriffe völlig neue Übersicht über die Höhenzonen, und er bezieht in seine Betrachtung auch die Wälder mit ein. «Um die eisigen Felsen in den höchsten Alpentälern herrscht dasselbe Klima wie in Spitzbergen ... Daher finden sich die meisten der von Friedrich Martens auf Spitzbergen gefundenen Pflanzen um die Gletscher der Alpen wieder ... Verläßt man das ewige Eis, so folgen die Weiden. Auf diesen Weiden beginnen die Holzgewächse; zuerst der Wacholder und die Kiefer mit eßbarer Frucht, die Alpenrosen, Vaccinien und die Alpenweiden. Etwas weiter unten folgen die Fichtenwälder am Abhang der Alpen und Berge. Einige nach Norden schauende nähren auch noch nördliche Pflanzen Lapplands und

Sibiriens, so die Wälder, welche vom Berg Pont-de-Nant gegen das Dorf Les Plans hinabsteigen *(Epipogum, Pyrola uniflora, Corallorhiza).* Die übrigen dieser Wälder bringen fast die Pflanzen des Harzes und Schwedens hervor, zwar nicht alle, und daneben andere, der Schweiz eigentümliche. Zwischen den Wäldern sind stellenweise Wiesen eingeschaltet, welche der abgebrannten Waldung folgten; sie prangen meist in üppiger Fülle des Graswuchses. Auf ihnen herrschen die gelben Gentianen, die Germer, die Glockenblume mit Blättern der Draba *(Campanula rhomboidalis),* der Natterkopf, die braune Stachys und andere Bergkräuter (3).» Haller kommt in diesen Betrachtungen zum Schluß, daß man auf einer Bergbesteigung innerhalb eines einzigen Tages Pflanzen sammeln könne, «die einerseits unter dem 80. und anderseits unter dem 40. Grad der Breite wachsen». «Die Ursache, welche eigentümliche Alpenpflanzen hervorruft», so folgert er, «ist nicht etwa die Dünne der Luft, sondern die Kälte, denn diese ist eine höchste Norm und den Alpen gemeinsam.» Auch Haller liebte im übrigen die Geschwülste der Erdoberfläche im Grunde genommen nicht. Es ist nicht die Schweiz, die Hallers uneingeschränktes Lob findet, sondern Holland, und zwar deshalb, weil in diesem Land «kein Baum außer der Schnur wächst, kein fußbreit Boden ohne Ausbeute ist (4)». Diesem Land mit seinem streng geordneten Kanalnetz, seinen fruchtbaren und ebenen Wiesen gehört Hallers Bewunderung. Die Schweiz mit ihren wilden Bergen und Wäldern ist ja zum Teil unfruchtbar. Allerdings attestiert Haller, daß die Weiden der Voralpen saftiges Futter liefern, «daß der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände» das Gelände tränken, so daß sich schließlich auch die Alpen dem vernünftigen Weltplan irgendwie eingliedern. «Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget / Und der erhabnen Welt die Sonne näher scheint, / Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget, / Die spielende Natur in wenig Lands vereint (5).» Hallers Verse muten pathetisch-getragen an. Ihre oft barocke Schwulstigkeit ist heute nur schwer zu verstehen. Vielen Zeitgenossen waren sie Offenbarung. Vor allem die Dichterfreunde ahnten seine Größe, erkannten, daß er imstande war, altüberlieferte, doch falsche Vorstellungen wegzuräumen. Es gelang ihm als einem der ersten, die Blicke weiter Kreise auf die Schönheit von Bergen und Wäldern zu lenken.

Von ganz anderer Wesensart als der Berner Patrizier war der zürcherische Schriftsteller und Maler Salomon Gessner. Auch er besang und beschrieb die Natur. Auch bei ihm finden wir sentimental-kulturflüchtige Tendenzen. Auch er flieht, wie vor ihm Haller und nach ihm Rousseau, aus der Stadt in die ländliche Stille, wo er den verwilderten Hain aufsucht und darstellt. Die Idylle herrscht sowohl in seinen Gedichten wie in seinen Bildern vor. Der Wald ist mehr Kulisse als Mittelpunkt, mehr Rahmen und Schatten für seine rokokohaften Hirten und Schäferinnen. Als Sihlherr war Gessner sicher mit den Forstproblemen vertraut. Davon wird in seinem Werk wenig spürbar.

Zum größten Verkünder des neuen Naturerlebnisses wurde J.-J. Rousseau. Sein Naturbegriff ist weiter und umfassender, sein Naturideal neuartig, sein Blick für die Natur vorurteilsfreier. Zwar hatten sich, vor allem in England, aber auch in der Schweiz, verschiedene seiner Auffassungen schon früher gezeigt. Richard Weiss hat mit Recht darauf hingewiesen, daß sich schon in der Ästhetik des englischen Gartens eine Abkehr von der Schöpfung des rationalistischen Landschaftsideals, des französischen Barock- oder Rokokogartens, abgezeichnet habe. Man könne deshalb sehr wohl von einer Vorgeschichte des Rousseauschen Naturgefühls in England sprechen (6). Doch geht Rousseau den Weg entschlossen weiter, indem er das Reich des Rationalen aufgibt und Zuflucht sucht beim Irrationalen, Heilung sucht vor allem in der Natur, genauer gesagt in der Einsamkeit. Wirkliche Natur und menschliches Wirken vertragen sich nicht: «La nature fuit les lieux fréquentés; c'est au sommet des montagnes, au fond des forêts, dans des îles désertes qu'elle étale ses charmes les plus touchants.» (7) Viel mehr als bis dahin sind nun Wälder und Berge Gegenstände des neuen Naturgefühls. Saint-Preux, der unglücklich liebende Held in Rousseaus Roman, flieht – ähnlich wie seine mitleidenden Vorläufer in den mittelalterlichen Romanen – ins Gebirge und in die großen Wälder. Der Wald wird jetzt Ziel einsamer und träumender Menschen. Hier erst kann der empfindsame Wanderer ungestört und selbstvergessen sich der Träumerei hingeben, hier kann er die Zwiesprache mit der Natur führen. «Je tiefer und stiller die Einsamkeit ist», sagt Rousseau in seinem «Einsamen Spaziergang» (8), «desto nötiger ist mir ein Gegenstand, der die Leere ausfüllt, und diesen finde ich in den freiwilligen Produkten der Erde, statt aller andern, die mir meine Einbildungskraft verweigert und mein Gedächtnis vermeidet.» Es ist für Rousseau höchster Genuß, ja letztes Glück, auf Waldwegen neue Pflanzen zu finden, die Lebensgemeinschaft des Waldes zu studieren und zu erleben. «Solange ich lebe, werde ich mich eines botanischen Spaziergangs erinnern, den ich auf dem Gebirge Robaila unternahm. Ich war allein und vertiefte mich in die Krümmungen des Gebirgs; von Holz zu Holz, von Fels zu Fels kam ich endlich an einen so abgelegenen Ort, daß ich nie einen wildern Anblick gehabt habe. Große Tannen und andere Bäume, deren einige vor Alter umgestürzt und ineinander verwickelt waren, schlossen diesen Ort ein; durch einige Lücken sah man steile Felsen und ungeheure Tiefen, die ich auf den Bauch hingestreckt kaum anzuschauen wagte. Der Uhu und die Nachteule schrien aus den Felsspalten, einige kleine seltene Vögel mäßigten durch ihre Gegenwart einigermaßen die fürchterliche Wildheit dieser Einöde; ich fand da das *ciclamen,* das *bidus avis,* das *laferpitium magnum* und noch einige andere Pflanzen, die mich vergnügten und unterhielten; aber allmählich machte der starke Eindruck der Gegenstände, daß ich die Botanik und die Pflanzen vergaß; ich setzte mich auf Kissen von *lycopodium* und Moos und fing an nach Lust zu phantasieren, denn ich glaubte, hier in einem Zufluchtsort zu sein, den die ganze

Welt nicht kennte, und wo meine Verfolger mich gewiß nicht ausfindig machen würden. Eine Bewegung von Stolz mischte sich in meine Rêverie. Ich verglich mich mit den großen Reisenden, die eine unbewohnte Insel entdeckten, und ich glaubte, der erste Mensch zu sein, der bis daher gekommen wäre; ich hielt mich fast für einen andern Christoph Kolumbus.»

Das von Rousseau und seinen Nachfolgern propagierte Landschaftsideal unterscheidet sich in wesentlichen Zügen von jenem der frühen Aufklärung. Große ebene Flächen und schnurgerade Baumalleen (Bäume, die, wie Haller sagte, an der Schnur wachsen) gelten fortan als langweilig. Je wilder und zerklüfteter eine Gegend, je urwaldähnlicher ein Wald, um so schöner und anziehender wirkt er. Rousseau hat das neue Ideal selbst beschrieben: «Au reste, on sait déjà ce que j'entends par un beau pays. Jamais pays de plaine, quelque beau qu'il fût, ne parut tel à mes yeux. Il me faut des torrents, des rochers, des sapins, des bois noirs, des montagnes, des chemins raboteux à monter et à descendre, des précipices à mes côtés qui me fassent bien peur.» (9) Schrecken, Angst, Erregung und Sensation sollen Wälder und Berge vermitteln. Schwarze, düstere Wälder und Tannen werden gewünscht. Sie kommen der romantischen Neigung zu Melancholie und Weltschmerz – ein Gegenstück zum rationalen Optimismus der Aufklärung – ganz besonders entgegen. «Finstere Baumgruppen, Mondscheineffekte und schwarzumschattete Wasser sind der gemäße landschaftliche Hintergrund für die tränenreichen Ausbrüche der Melancholie.» (10) Rousseau fand diese Stimmung am felsigen Ufer von Meillerie und von Clarens. Hier hat jeder sentimentale Reisende – Goethe miteingeschlossen – wehmütige Tränen geweint. Sie alle glaubten, daß man durch die Natur, daß man im Wald, am Bergbach, auf der Alpweide innerlich gewandelt würde. Die Alpen und ihre Wälder wurden fortan Ziel der Sehnsucht gebildeter Europareisender. Das Zeitalter der Schweizer Reisen brach an, und es wurde zwischen 1750 und 1800 zur eigentlichen Mode (11).

Zunächst waren es vor allem Aristokraten, die sich dieser neuen Leidenschaft hingaben. Bald aber wurde die Schweiz zum Ziel weiterer Reiselustiger. Um ihnen entgegenzukommen und zu helfen, verfaßten verschiedene Reiseschriftsteller Handbücher. Es entwickelte sich so etwas wie eine Technik des Reisens. Um 1777 gab der Berner Pfarrer und Naturforscher Samuel Wyttenbach die «Instructions pour les voyageurs qui vont voir les Glaciers et les Alpes du Canton de Berne» heraus. In diesem Buch konnte sich der Reisende informieren, wie man von Bern in vier Tagen die Tour zum Staubbach und nach den Gletschern von Grindelwald bewältigen könne. In den meisten dieser Reisebücher und Reisebeschreibungen herrscht der romantische Ton vor. Die ideale Landschaft bleibt jene Rousseaus, doch zieht es die Reisenden auch in andere Gegenden, zum Beispiel in die Schöllenen, die als «graue Wüste mit einem eigentlichen Todesausdruck» geschildert wird. Schwarze Bergseen inmitten undurchdringlicher Wälder,

Gletscherbäche, Lämmergeier auf Felszacken sind Effekte, die man sucht. Die Natur und somit auch der Wald werden gewissermaßen durch diese neue Schablone gesehen. Vorurteilsfreie und unbefangene Naturbeobachtung ist nicht vonnöten. Die Schilderungen gleichen sich bald wie ein Ei dem andern. Eine Ausnahme hat etwa Johann Georg Sulzer gemacht, der, obwohl Romantiker, in seiner Reisebeschreibung (1780) neue Töne findet. So schreibt er angesichts der Tessiner Kastanienwälder: «Hier sah ich an mehr als einem Ort Szenen, die mich auf einen sonderbaren Gedanken geführt haben. Mir kam es bisweilen an ganz ebenen, mit hohen und sehr waldigen Bäumen besetzten Plätzen vor, als wenn ich mich in einer sehr großen gotischen Kirche befände. Zwei weit auseinanderstehende Reihen solcher Bäume schlossen in einer beträchtlichen Höhe ein spitzig zulaufendes Gewölbe, gerade wie die gotischen Gewölbe großer Kirchen sind, und der weite Raum zwischen diesen Bäumen schien mir das Schiff der Kirche; wieder zwei andere, weiter rechter und linker Hand entfernt stehende Reihen eben solcher Bäume bildeten die beiden Abseiten, und das hintere gegen einen Berg stoßende insgemein dunkle Ende dieser Alleen bildete, nach meiner Vorstellung, den Chor der Kirche. Ich konnte mich nicht enthalten, mich selbst zu überreden, daß entweder dieses die Originalmuster sein müßten, daher die gotischen Baumeister die Ideen zu ihren großen Kirchen genommen, oder daß die, welche diese Bäume gepflanzt, diese Plätze nach der Form solcher Kirchen eingerichtet haben; so offenbar schien mir die Ähnlichkeit beider Gegenstände. Das erstere war mir wahrscheinlicher; denn es erklärte mir nicht nur den Ursprung der zugespitzten Gewölbe, sondern auch die Verzierungen sowohl dieser Gewölbe, als der ebenfalls zugespitzten Bogen über die Hauptportale solcher Kirchen. Diese Bogen bestehen meistenteils aus einer Menge erhobener runder Glieder, die mit den von beiden Seiten zusammenstoßenden schlanken Ästen der Bäume große Ähnlichkeit haben. Hiebei fiel mir auch noch ein, wie so viel alte Völker dergleichen dunkle und zu feierlich andächtigen Empfindungen einladende Haine, nicht ohne einen natürlichen Wink, zum Orte ihrer gottesdienstlichen Gebräuche gewählt haben.» (12)

Stark an Rousseau erinnert die Naturschilderung des Lyrikers Friedrich Matthisson. Er weilte von 1787 an oft für längere Zeit in der Schweiz, wo er bedeutende Freunde besaß (Johann Gaudenz von Salis-Seewis, Karl Viktor von Bonstetten). Sein Waldbild ist geprägt von einem durchaus sentimentalen Naturgefühl. Entscheidend ist, daß er von dem Hofe kam, der sich verdient gemacht hatte durch die Anlage des Parkes zu Wörlitz, des berühmten Vorbildes aller englischen Gärten in Deutschland. Er selber sah in der schweizerischen Gebirgslandschaft einen von der Natur – allerdings unübertrefflich angelegten – Garten, und er beschrieb ihn mit der ihm eigenen Virtuosität, wobei er auch nicht vor der Verwendung starker Effekte zurückscheute. Je nach Bedürfnis, Lust und

Laune braucht er den Wald das eine Mal, um düstere Einsamkeit darzustellen, ein anderes Mal, um heitere Stille heraufzubeschwören. So etwa sah eine Waldlandschaft nach der Art von Matthisson aus:

Schon senkt sich der Abend. Im röthlichen Schein
Winkt unter den Felsen am Lerchenbaumhain,
Die Eremitenkapelle
Mit moosiger Zelle. (13)

Mit trockenem Sarkasmus bemerkte Richard Weiss, der diese Strophen zitierte, daß es trotz den Lärchen nicht sicher sei, ob Matthisson wirklich an eine Alpenlandschaft gedacht habe oder ob nicht vielmehr die empfindsame Ermitage des Wörlitzer Parkes als Vorbild gedient habe. Es schließt diese Bemerkung nicht aus, daß Matthisson eines der bekanntesten Waldlieder des 18. Jahrhunderts gedichtet hat. Wir lassen es als hervorragendes Beispiel für die sentimentale Lyrik jener Zeit folgen.

Herrlich ists im Grünen!
Mehr als Opernbühnen
ist mir abends unser Wald,
Wenn das Dorfgeläute
Dumpfig aus der Weite
Durch die Wipfel Dämmrung hallt.

Hoch aus mildem Glanze
Streut im leichten Tanze
Mir das Eichhorn Laub und Moos;
Fink und Amsel rauschen
Durch die Zweig' und lauschen
Rings im jungen Maigesproß.

Fern am Ellernholze
Grast in Ruh' der stolze
Kronhirsch längs dem Weidendamm;
Überhüllt von Laube
Girrt die Ringeltaube
Im Geränk am Eichenstamm.

Zauberisch erneuen
Sich die Phantaseyen
Meiner Kindheit hier so licht!
Rosenfarbig schweben
Duftgebild', und weben
Ein elysisch Traumgesicht. (14)

Wie für Matthisson, so hat auch für Sophie La Roche (ihre «Empfindsame Reisen» erschienen 1787 und 1793) der englische Garten eine entscheidende Rolle gespielt. Es wurde geradezu zur fixen Idee der Verfasserin, in der Innerschweiz die ganze Landschaft als Park zu sehen. Allerdings wird immer zugestanden, daß «die Natur auch den schönsten Garten übertreffe, deswegen reist man ja in die Schweiz.» (15) Zwar vermißte Sophie La Roche die griechischen Tempelchen und einige Bildsäulen, dafür entdeckte sie die Ähnlichkeit innerschweizerischer Bauernhäuser mit chinesischen Häusern . . .

Selbst der große Bündner Dichter Johann Gaudenz von Salis-Seewis konnte sich, ebensowenig wie seine Freunde, nie ganz vom Rousseauschen Landschaftsideal befreien. Ganz offensichtlich hat er, wenn er am Schreibtisch saß, weniger das Bild seiner Heimat Seewis und Malans vor Augen gehabt, als vielmehr das ländlich-einsame Dorf der sentimentalen Dichterfreunde schlechthin. Es unterscheidet sich deshalb wenig vom Idyll Matthissons, Gessners oder auch jenem norddeutscher Haindichter. In seiner berühmten «Elegie an mein Vaterland» (Paris 1785) findet sich sozusagen die ganze Szenerie des Alpen- und Walderlebnisses des 18. Jahrhunderts:

«Wonne! Dort hebt sich die Kette der eisbepanzerten Alpen!
Unter mir spiegelt sich Zürich in bläulich versilberten Wassern.
Zwischen Felsen gepreßt, Wallenstadts grünlicher See.
Eschen und bräunliche Tannen umdunkeln sein einsames Ufer,
Und im öden Geklüft bauet der Reiher sein Nest.
Schneller wehet mein Flug. Dort schimmern die rhätischen Alpen,
Und wie durch purpurnen Flor leuchtet ihr ewiges Eis.
Vaterland, sei mir gegrüßt!
Lebet nun wohl, ihr Täler der Heimat! Ihr heiligen Alpen!

Es blieb Goethe vorbehalten, das Rousseausche Naturideal zwar aufzunehmen, es gleichzeitig aber auch zu überwinden. Schon seine Notizen von seiner ersten Alpenreise zeigen, daß er auf dem Wege war, ein eigenes Naturbild zu finden. Sein Blick erschöpfte sich nicht allein im Betrachten und Beobachten, er weitete sich vielmehr zu einem leidenschaftlichen Schauen, das sich bewußt bleibt, Letztes nicht ergründen zu können: «Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen ineinander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte.» Angesichts der Alpen und ihrer Wälder findet er kaum Worte, um seine Gefühle auszudrücken. Er hat deshalb auch zum Zeichenstift gegriffen: «Ich suche sie (die Natur) mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und krizzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll.» In leidenschaftlicher Hast, die fast zum Gestammel wird, kommentiert er

die Zeichnung: «Das nächste hel und deutlich Alp-Schnee im Vordergrund und weise Runsen – Tannen auf dem Rücken ab – Berge gegenüber mit Tannenreihen –... NBNB die Contraste die waldbewachsenen finsteren Gipfel des Berges die Wolke licht die sich drauf aufhebt –... Das bröckliche Absinken des Rasen durch Schnee und Gewässer. – An den Tag kommen Felsen zusammen gebacken von Flußsteinen –... Das streifigte der bewachsenen Felsen von Ablaufen des Wassers...» (16)

Neben solchen skizzenhaften Bemerkungen finden wir, hauptsächlich in den Briefen, meisterhafte und wohlabgewogene Schilderungen unserer Landschaft und ihrer Bewohner. Auf seiner Reise durch den Jura im Oktober 1779 hat Goethe auch einige Beobachtungen gemacht, die den Wald betreffen. Er bezeichnete das Vallée de Joux als «Holzkammer von dem Pays de Vaud» und fand hier eine geregelte Forstwirtschaft. Das Holz werde schlagweise unter Aufsicht gehauen und abgeführt. Auch fand Goethe wohlangelegte Chaussées, «nur angelegt um das Holz aus dem Gebirg bequem in das Land herunterzubringen... Auch werden hier die Dauben fichtener Fässer geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzern Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen guten Käse... Es geht eine Chaussée um das ganze Tal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, sodaß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können.» Dieser Schauplatz, so notierte Goethe weiter, «veränderte sich, als wir durch einen kleinen Fichtenwald ins französische Gebiet einrückten: Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinicht, überall liegen sehr große Haufen zusammengelegen; wieder ist er eines Teils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinieret; den Häuser und Einwohner sieht man, ich will nicht sagen Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfnis an... Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land.» (16a) Wir wollen uns mit diesem Beispiel aus Goethes Wanderbriefen begnügen, obwohl es reizvoll wäre zu verfolgen, auf welche Art Goethe seine Beobachtungen und Notizen in seinem dichterischen Werk verwendete. Wir finden in ihm jedenfalls manch großartige Walddarstellung. Ein Beispiel aus dem Faust spreche für viele:

Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich. (17)

Einmaligkeit und Erhabenheit des Gegenstandes haben hier einen kongenialen Dichter gefunden. Gleichzeitig hat die Entwicklung eine entscheidende Phase erreicht, scheint das Naturerlebnis in der schönen Literatur des 18. Jahrhunderts zu einem gewissen Abschluß gebracht. Zwar hat die Romantik des 19. Jahrhunderts das Thema weitergeführt und auch variiert; die Grundmelodie blieb indessen die gleiche. Das darzustellen ist nicht mehr unsere Aufgabe.

2. Wald und Forst in Landeskunde, der Naturgeschichte und dem Landrecht

Wir wenden uns in der Folge einer bestimmten Literaturgattung des 18. Jahrhunderts zu, welche einen entscheidenden Beitrag zum Thema Wald geliefert hat. Es ist die Landeskunde, die Naturgeschichte und das Landrecht. Einer der größten Vertreter der Landeskunde war der Zürcher Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer. Er unterhielt enge Beziehungen mit allen großen Geistern der Zeit. Eine besonders enge Freundschaft pflegte er mit englischen Gelehrten. Auf Geheiß der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft wurden 1708 seine drei ersten Alpenreisedarstellungen in London gedruckt. Scheuchzer übernahm zunächst die Aufgabe, die Naturgeschichte seines Vorgängers Johann Jakob Wagner neu herauszugeben. Im Gegensatz zu Wagner wollte er indessen die schweizerische Landeskunde auf die unmittelbare Beobachtung der Tatsachen aufbauen. Er ließ deshalb 1699 einen umfangreichen Fragebogen ausgehen, in welchem er sich nach meteorologischen Verhältnissen, nach Lufttemperatur und Feuchtigkeit, nach der Einwirkung der Luft auf das Befinden der Menschen und Pflanzen usw. erkundigte. Doch fand der Einladungsbrief ein geringes Echo, und Scheuchzer mußte selbst an die Arbeit gehen, wenn er Wagner übertreffen wollte: «Ich sah mich genötigt, Täler zu durchirren, Berge zu besteigen, durch Höhlen zu kriechen ... die Natur selbst zu befragen.» Tatsächlich hat er fast jedes Jahr eine Reise unternommen. Von diesen wissenschaftlichen Exkursionen nahm er einen großen Schatz an neuen Erfahrungen nach Hause. Zunächst plante er eine systematische Darstellung. Bald aber erschien ihm dieses Unterfangen zu groß. 1723 gab er zunächst neun Reiseberichte in lateinischer Sprache in Leiden heraus, und 1746 erschien die «Itinera» auch in deutscher Übersetzung. Diese Naturgeschichte des Schweizerlandes enthält ein Material, das uns, auch wenn wir heute Dutzende seiner Theorien und Thesen korrigiert sehen, immer wieder von neuem ins Staunen versetzt. Gleich in der ersten Nummer kommt Scheuchzer auf das Thema Waldbäume zu sprechen (18). Er erinnert zunächst an die bekannte Tatsache, daß im Herbst die Buchen wie andere Bäume die grüne Farbe ihrer Blätter in ein vielfarbiges Kleid verändern. Das sei «nach den heutigen Grundsätzen von der Farben Natur» zweifelsohne daraus abzuleiten, daß der durch den Frühling und Sommer in Bäumen, Stauden und Kräutern aufgestiegene Nährsaft nun,

beim Nahen der Kälte, nicht mehr in so völligem Maß einfließen könne, weil sich die Nahrungsgefäße zusammenzögen. Darum dorrten die Stiele ab, die Früchte und Blätter zögen eine angenehme vielfältige Schönheit an und fielen ab. Mit diesen Worten ist ein einfaches, bekanntes Phänomen in Erinnerung gerufen. Ihm gegenüber tritt nun ein außerordentliches, seltsames. «Diese Vernünftelung (= Argumentation) läßt sich nicht wohl zueignen derjenigen Begebenheit, welche (ich) jetzt erzählen werde.» Bei Buch stehen unter andern Waldbäumen drei Buchen, «welche von der gemeinen in ganz Europa bekannten Art darin abweichen, daß sie ihr buntes Kleid beizeiten, zu Anfang des Sommers, anlegen und sonderlich um das II. Pfingstfest eine verwunderlich schöne Röte dem Gesicht vorstellen.» Von zwei Stunden weit kämen dann die Bauern, um von den blutroten Blättern auf den Hüten nach Hause zu tragen. An diesen Bäumen sei verwunderlich, daß sie, wenn sie an andere Orte versetzt werden, nicht wachsen, als ob sie nur die Nahrung der anerborenen Erde aufnehmen wollten.

«In größere Verwunderung aber soll uns setzen, was die Bewohner über eine so ungewohnte Sache vernünfteln.» Sie erzählen nämlich eine Brudermordsage; durch Gottes Verhängnis seien fünf solche mit Blutstropfen besprengte Buchbäume an der Stätte des Mordes aufgewachsen, zu einem immerwährenden Gedenkzeichen einer so greulichen Tat. In dieser Geschichte bestehe der Bauern ganze Erklärung. Ihre «Philosophie» sei zwar oft nicht zu verwerfen, diesmal aber fehlten genügende Zeugnisse, diese Geschichte glaubhaft zu machen. Es wisse niemand etwas von der Zeit, da sich diese Mordgeschichte zugetragen habe, noch von den Tätern selbst, noch von den andern Umständen, die «zur Wahrheit einer Historie nötig». Immerhin erzähle man die «Fabel», die Sage, schon lang, und vielleicht ließe sich der Name des Dorfs Buch auf diese Buchen zurückführen. «Ich meines Orts halte dafür, daß diese Buchbäume eine von andern besondere Art ausmachen, welche weder mit Blut der erschlagenen Leichen ernährt werde noch auch eines allhier vergossenen Blutes Anzeig sei.»

Scheuchzer zieht eine Birke mit roten Blättern heran, die in England steht und durch Robert Plot in seiner «Natural history of Staffordshire» erwähnt wird. Diese Bäume haben nach seiner Vermutung eine so zusammengepreßte Gestalt ihrer Holzfasern, daß durch die Nahrungsgefäße allein die subtileren Teile des Nährsaftes aufsteigen können. Darum könnten sich die Röhrlein der Blätter nicht so wohl ausdehnen, daß sie gleich andern Bäumen eine grüne Farbe bekommen. Scheuchzers Darstellung ist ein schönes Beispiel für das aufklärerische Denken seiner Zeit. Die Erklärung durch eine Sage wird zurückgewiesen, weil sie ungenügend genau bezeugt ist und weil es eben Sage und nicht Geschichte ist. An ihre Stelle tritt eine naturwissenschaftliche Ursache-Erklärung.

Scheuchzer ist indessen nicht bei der Darstellung einiger naturwissenschaftlicher Erscheinungen stehengeblieben. Mit seinem wahrhaft umfas-

senden Blick für fast alle Probleme seiner Zeit stieß er auch auf die Not des Waldes. «Gewiß ist dieses», so schreibt er in einer Abhandlung über den Torf, «daß auch die Waldreichsten Orte endlich in Holtzmangel gerathen können, wann entweder der Überfluß des Holtzes mißbraucht wird, oder man nicht genugsam Sorge trägt, die Forste und Wälder in gutes Wachstum zu bringen, oder, wann gantze Waldungen durch Unglück abbrennen, wie dieses, zu großem Schaden der Bergwerken und andern holtznöthigen Neueinrichtungen, die Landschaft Schams in Pündten erfahren.» (19) Auch die Landschaft Rheinwalds sei vor einigen Jahren noch sehr waldreich gewesen. Jetzt fehle es dort an Holz jeglicher Art. Scheuchzers Blick schweift sodann einen Augenblick über die Landesgrenzen. Tacitus, so sagt er, habe Deutschland ein rauhes, mit Wäldern wohlbesetztes Land genannt, heute sei es aber arm an Holz. Es stehe fest, «daß durch allweise Leitung der Göttlichen Regierung alles zu besonderem Nutzen erschaffen worden, von welchen Nutzbarkeiten aber die einten früher, die anderen später bekannt werden, wie dessen genugsame Exempel sind alle Bergwerke und in vorhabender Materie des Holtzmangels die Steinkohlen Gruben, welche hin und wieder in Flandern, Sachsen, Brandenburg, England anzutreffen. Wer siehet nicht mit offenen Augen die sonderbare alles regierende Güte des Höchsten in so vielen Veenen, Broeck, Moer, Marsch, Grov, Donk und Waesen, das ist, so vielen moosachten Erden, oder Torffgruben, welche in den Niederländischen Provinzen die einige Zuflucht bey bekanntem dortigem Holtzmangel sind? Wie verwunderlich feueret man in denen Arabisch- Egyptisch- und Africanischen Wüstungen mit gedörrtem Kamelkoth?» Um der Holznot im eigenen Land begegnen zu können, setzt er eine vermehrte Einfuhr von Holz voraus, fügt aber gleich bei, daß das vielleicht unnötig wäre, wenn die Erkenntnis der Holznot allgemein würde und man auf Abhilfe sinne. Das sei indessen nicht leicht, weil oft an sich kostbare, doch im Überfluß vorhandene Dinge wenig geachtet werden, habe doch der Römer Seneca schon gesagt: «Wir sind also geartet, daß wir die Sachen, welche täglich vorkommen, nicht achten, hingegen die geringsten, aber ungewohnten Dinge mit verwunderten Augen ansehen.» Scheuchzer spricht sodann vom Torf, welcher jetzt überall abgebaut werde, und er glaubt, daß man vielleicht den Versuch des Verkohlens machen sollte, habe doch schon Carlowitz in seiner Anweisung zur wilden Baumzucht (wir sehen, daß Scheuchzer auch dieses Buch gekannt hat) von den Proben gesprochen, welche damals mit sächsischem Torf gemacht wurden. In einem eigenen Kapitel untersucht er «den Unterschied der Kräutern und Bäumen, so auf hohen Bergen und tieffen Thälern wachsen». Für ihn ist es noch merkwürdig, daß die Buchen, Fichten, Lärchen und die Waldbäume höherer Lagen von kleinerem Wuchs als jene des Tales waren. Die Ursache glaubt er in einem geringen Luftdruck gefunden zu haben. Er nimmt an, daß der «Nährsaft» nicht aufsteigen könne, es seien dann die «subtileren, dünnen, leichten und flüchtigeren Teile des Natursaftes, die emporstreben, während

die anderen schwereren Elemente zurückbleiben. Eben daher muß nicht nur die Kleinheit der Bergpflanzen und Bergbäume, sondern auch dero scharffen, gleichsam gewürzter Geruch und Geschmack abgeleitet werden.» Deshalb seien die Bergbäume auch kräftiger und dauerhafter, was übrigens, so sagte er, die Handwerker, welche mit dem Holz umgehen, genau wissen. Im Glarnerland unterscheide man zwischen Bauholz aus höheren und tieferen Regionen; die Schreiner ziehen dem «gemeinen Tannenholz» rotes, langsam gewachsenes Tannenholz vor, welches aus den hohen Wäldern des Glarnerlandes komme. Es eigne sich besonders für «Resonantz-Böden und anderen der Music dienenden Schreiner-Arbeit». Hier hat Scheuchzer, obwohl er die Dinge noch nicht mit unseren Augen sah, Beobachtungen gemacht, die für seine Zeit durchaus neu gewesen sind.

Bald nach Scheuchzer (1714) erschien in Leiden «Les Délices de la Suisse». Verfasser war Abraham Ruchat, 1680 bis 1750, Pfarrer in Rolle und Professor der Eloquenz in Lausanne. Ruchat will, ähnlich wie Scheuchzer, erklären und aufklären (20). Es ärgert ihn, daß viele Ausländer, namentlich Franzosen, die Schweizer mißachten, daß sie glauben, sie wären Mensch und Tier zugleich. Ruchat hat im Gegensatz zu anderen Verfassern von Landeskunden von der Forstwirtschaft und vom Wald nur oberflächliche Kenntnisse besessen. Trotzdem finden wir in seinem Werk einige aufschlußreiche Sätze. In seiner Einleitung sagt er, «daß in dem ganzen Schweizerlande, auf dem Gebirge sowohl, als im Thale viele Holzung und an manchen oertern ganze Tannen-Wälder sind. Man würde sie mit vielem Vortheil zum Schiffbau verkaufen können, wenn sie dem Meere näher lägen. Eben diese Entfernung, und die außerordentlichen Kosten, sie zu Lande zu verfahren, sind Schuld, daß die Schweizer diesen Handel nicht benutzen können.» (21)

Auch Ruchat bemerkt den Raubbau im Wald und die zu häufigen Holzschläge, wenn er schreibt: «Das Holtz ist durch das häufige umreißen der Bäume so dünne geworden, daß es an vielen Orten nicht einmal mehr zum Bauen reicht. Wo ehemals dicke und undurchdringliche Wälder waren, da sind jetzt Wiesen, Saatfeld und Auen. Dieser Holzmangel macht, daß viele Steinkohlen gebrannt werden, wofür sich in den Kantonen Zürich, Bern und Basel bereits viele Schichten befinden. In den Morästen der Abtey von Bellelay, des Dorfes Roche, und an vielen Oertern wird man ohne Zweifel mit der Zeit noch weit mehr solche finden. Diese Moräste verdienten wohl bearbeitet zu werden; die von Bellelay, weil in dem Bistum Basel viele Eisenhammer, und die von Roche, weil daselbst viele Salzgruben sind.» Ruchat war einer der ersten, der auf die holzfressenden Bergwerke hingewiesen hat. In der Tat halfen Torf und Braunkohlenwerke mit, den steigenden Bedarf an Brennmaterialien zu decken. Doch wurde allen Mahnungen zum Trotz im 18. Jahrhundert fortgefahren, die Wälder für die Bergwerke und Glashütten ohne Schonung auszubeuten.

Um 1742 erschien die «Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreier Bünden». Verfasser war Nicolaus Sererhard (1689 bis 1756). Als Pfarrer von Malix und Seewis unternahm er umfangreiche Reisen in seine nähere und weitere Umgebung. Er war ein scharfer Beobachter auch forstwirtschaftlicher Verhältnisse. Ein schönes Beispiel bietet die Beschreibung der Averser Holznot. «Dieses Thal ist eine Wildnus, dem an Wildigkeit kaum ein anderes zu vergleichen, ligt ob allem Holz, daher sie die größte Mühe haben, das benöthigte Holz anzuschaffen. Wann einer eine Fuhr Holz haben will, muß er morgens vor Tag mit seinem Rind oder Pferd zu weg fahren und komt erst eine Stund nachts nacher Hauß, und mag gleichwohl seine Fuhr Holz noch nicht naher Hauß bringen, sondern muß es noch ein Stück unden im Thal dahinten lassen, und auf gelegnere Zeit warten bis das Thal Wasser mit Eiß hart überzogen, daß man es über das Eiß von unden aufführen könne. Sie müssen auch ihr Holz von einem fremden Territorio entlehnen, oder erkaufen, namlich aus dem Thal Ferrera, Schamser Gebiets, und von dessen oberster Nachbarschaft namlich Canicül. Es wachst zwar wohl auch in Avers noch etwas weniges Holz, aber nicht zum verbrennen, es wird nur per Raritet beschirmet, und raro etwas weniges zum bauen genommen; danachen sie auch desto sparsamer mit dem Holz gleichwie mit dem Brod umgehen. Das Holz zu erspahren haben sie desto kleinere Stuben, und in denselben desto weniger oder ganz kleine Taglichter oder Fenster wegen der scharfen Lüften und langen Winters. Über dieses haben sie zur Holzsparung eine Invention, von dergleichen man sonst im ganzen Land nichts höret und daher desto notabler ist, namlich sie sameln den s. h. Schafmist, und formieren daraus proportionlichte Stök, legen solche in der Ordnung erwann unter ein Stall-Gebäu, und an den Seiten ihrer Häusern hin wie eine Holz-Beige, lassen solche über Sommer austrocknen, nachgehende verbrennen sie selbige Winters-Zeit mit ein wenig beygelegtem Holz in den Stuben-Öfen anstatt Turben, und rühmet man absonderlich die davon gemachte Asche wegen ihrer kräftigen Würkung von allen andern Aschen aus.» (22)

Sererhards Ausführungen über die Holznot nehmen eine unerwartete Wendung. Er war nämlich der Ansicht, daß die Holzhauer jener Tage, weil es «in den mehresten Wildnussen unsers Lands» noch keine Holznot gegeben habe, nur wenig zu tun gehabt hätten. Die übrige Zeit liegen diese Holzhauer, er nennt sie die Wildner, neben dem warmen Ofen, wo sie eine Pfeife Tabak rauchen, wo hingegen merkwürdigerweise in den übrigen Wäldern des Landes, also auch in jenen des Mittellandes, alle Tage hart und angestrengt gearbeitet werden müsse. Denn dort kommt das «Holz auch nicht von selbsten, oder ohne saure Mühe und Unkosten ins Hauß, und was kostet nicht das Holz oder die Einheizung in mancher berühmten Stadt». Vor- und Nachteile gegeneinander abwägend, glaubt Sererhard, daß das «paradoxum» nicht zu verwerfen sei, «namlich es seye kein Land extra

besser als das andere». Er wolle, so schließt er dieses Kapitel, im übrigen nicht mit jenem großen Italiener disputieren, der da gesagt haben soll, «lodare le montagne e stare nelle pianure. Das ist, die Berge und Wildnussen soll man zwar rühmen, aber wann man könne, soll man sich gleichwohl zu der Zähme halten, oder in der Ebene wohnen.»

Sererhard hat sodann interessante Aufzeichnungen über die Forstwirtschaft im Engadin gemacht. Er bemerkt, daß seit rund hundert Jahren die Salzpfanne zu Hall im Tirol vor allem aus den Wäldern um Zernez mit Holz gespiesen werde. Die Herren von Innsbruck hätten jährlich 70 bis 80 Tiroler Holzhauer ins Engadin geschickt, «welche in so vielen Jahren ein unglaubliches Spatium Wälder, der rechten Seite des Thals nach hinauf etliche Stunden weit ausgerottet haben, in dieser Ordnung, daß sie jährlich einen gewissen Strich Lands vor sich genommen, und alles niedergehauen, und in floßbare Stük zerschroten, und davon Haufen gemacht, zwischen welchen sie lange Tennen von drei zusammengefugten glatten Holzern verfertiget, die vom Thal-Wasser an bis oberst der concervierten Holzhaufen an der Bergseite hinreichten.» Wenn dann gegen den Herbst die Flößzeit gekommen sei, so hätten die Zernezer das Holzgeleite benetzt, legten die «Burren, oder die zum Flößen bereiteten Hölzer auf das schlipfrige Tenn oder Schuß, welche dann über diese Schußhölzer so behend als ein Pfeil hinabschossen . . .» Auf diese Weise sei das Holz nach Hall geflößt worden. In den letzten Jahren allerdings hätte es an Wasser gemangelt, deshalb hätte man im Inn mit großer Kunst und viel Arbeit Schwellen gemacht, so daß das Wasser sich staute. Hierauf hätte man die Schleusen geöffnet und auf diese Art das Holz weggeschwemmt. Seit vier oder fünf Jahren, so bemerkt Sererhard, habe aber auch diese Arbeit wegen Wassermangels aufgehört. Es war dies vielleicht ein Glück für die Wälder, kamen doch, wie Sererhard hinzufügt, jährlich etwelche Herren von Innsbruck nach Zernez, um den Akkord zu bezahlen und «di nuovo wegen des Holzes zu acordieren. Daher ist auch der gemeine Sekel des Orts so wohl versehen, als irgend in einem Dorf des Landes.» (23)

Ein schönes Beispiel der Landeskunde ist Faesis Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft. Der erste Band erschien 1765, der letzte, vierte, im Jahre 1768 (24). Das ganze Werk des gelehrten und fleißigen Pfarrers von Uetikon am Zürichsee umfaßt nicht weniger als dreitausend wohlgefüllte Großoktavseiten. Faesi gehört zu jenen Topographen und Geographen, welche auch der Forstwirtschaft ihr Augenmerk schenkten. «An Holz- und Brennmaterialien sollten», so schreibt er in seinem allgemeinen Überblick, «dem ersten Anschein nach alle Gegenden des Schweizerlandes Überfluß haben, denn wo man immer die Augen hinwendet, so findet man die kleineren und höheren Berge und Hügel, ja zum öftern die Ebenen selbst, mit Holz bewachsen.» Man treffe teilweise Waldungen von Buchen, Eichen, roten und weißen Tannen, Föhren, Lärchen, Birken und andere

Holzarten an. Einige Kantone (Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, die Grafschaft Sargans und ein Teil Bündens) hätten mehr als genug Holz. In den übrigen Kantonen werde das Holz indessen von Jahr zu Jahr seltener. Als Hauptursache dieses «fast unglaublich und unmöglich scheinenden Holzmangels in der Eidgenossenschaft» bezeichnet Faesi die vor hundert Jahren eingeführten und sich stark vermehrten Fabriken und Manufakturen, die durch «selbige vermehrten Einwohner, die Erbauung und Anlegung neuer Häuser, die ehemalige starke Ausfuhr von Kohle nach fremden Ländern, die wenige Sorgfalt, welche der Bauer auf die Äufnungen der Waldungen verwendet, wie auch der Mißbrauch, so an einigen Orten mit diesem zum täglichen Leben so unentbehrlichen Gut betrieben wird». Selten werde den Waldungen soviel Zeit gelassen, «wie sie zu ihrem gehörigen Wachstum nötig haben»; das Holz werde oft noch ganz jung gehauen. Der Samenanflug werde dem Hornvieh und anderen den Waldungen schädlichen Arten von Vieh preisgegeben. Das habe zur Folge, daß die Preise des Holzes steigen. Unter diesen Umständen sei die Entdeckung und die Verwendung des Torfes von außergewöhnlicher Wichtigkeit. Auf diese Weise gelinge es Holz zu sparen, die Wälder zu schonen und der Teuerung entgegenzutreten. Faesi kommt dann auf die großen Waldungen seiner Zeit zu sprechen. Er nennt den großen und sich lang dehnenden Kernwald im Kanton Unterwalden, der meistenteils aus Tannen und Fichten bestehe. Im Kanton Uri befinde sich ein sehr großer Tannenwald am Fuße des Gotthards. Unweit von Zofingen stoße man auf einen großen und schönen Wald, Bauwald oder Bowald genannt, welcher größtenteils aus Tannen bestehe. Darunter befinden sich außergewöhnlich schöne, 120 bis 130 Schuhe messende Exemplare. Man habe früher aus diesem Wald viel Holz geflößt, zum Teil sei es bis in die Niederlande gekommen, wo die schönsten Tannen zu Mastbäumen verarbeitet worden seien. Der Kanton Bern ist nach Faesi noch stark bewaldet, er nennt ausdrücklich die waldigen Gegenden in Grindelwald. Auch der Jura gehört nach Faesi zu den waldreichen Gegenden, obwohl dort bekanntlich im 18. Jahrhundert für den Bergbau Holz geschlagen wurde. Selbstverständlich nennt Faesi auch den ihm sicher gut bekannten Zürcher Sihlwald. Es handle sich hier um eine Waldung, die vor allem aus Buchen bestehe. Mit Sorge spricht er von jenen Gegenden, die gänzlich allen Holzes beraubt sind. Er nennt ausdrücklich das Urserental, in welchem weder Stauden noch Holz vorkommen. «Im gleichen Mangel befinden sich die Einwohner des Thals Avers in dem Gotteshaus Bund.»

Neben Faesi hat sich auch der Zürcher Naturforscher Hans Rudolf Schinz mit der Forstwirtschaft befaßt. Seine Arbeiten sind gesammelt in den Beiträgen zur näheren Kenntnis des Schweizerlandes. Im ersten Heft (Zürich 1783) beschreibt er die Forstwirtschaft des Reußtales. Während das obere Bergtal großen Holzmangel aufweise, gehöre das untere Reußtal zu den bekannten Holzlieferanten der näheren und weiteren Umgebung. Es

bestehe indessen die Gefahr, daß die Wälder dieses Tales wie andere zu stark ausgebeutet werden. Aus diesen Gründen tritt Schinz für Kunstöfen ein. Die offenen Feuer gehören zu den großen Holzverbrauchern und seien deshalb abzuschaffen. Im zweiten Heft der Beiträge kommt Hans Rudolf Schinz auf die Waldungen des Gotthards zurück (25). «Die Waldungen an den hohen Gebirgen liegen meistens an sehr unzugänglichen Orten, wohin man ohne Beyhilf der Kunst, entweder wegen des steilen und gehen Abhangs, oder wegen den Klüften und Präzispitzen, wovon die Berge unterbrochen sind, nicht kommen kann.» Wo es nun weder Wege noch flößbare Flüsse gebe, legen die Holzleute Brücken oder Geleite an, «mittelst derer auf die kühnste und künstlichste Weise, nicht blos geringe stücke Holz, sonder beträchtliche zum Sägen tüchtige Stämme, ohne Hilf des Wassers, aber nur zu Winterszeit, aus den entferntesten und wildesten Alpgegenden bis in den nächsten Fluß gebracht und von demselben weiter fortgeflößt werden können».

Diese Holzgeleite oder Brücken werden nach Schinz nur aus Holz verfertigt, «ohne Bindung von eisernen Hacken oder Nägeln, bekommen sie ihre Haltbarkeit von der künstlichen Einrichtung und Anfügung eines Balkens in den andern, und vermittelst ihrer wechselseitigen Sperrung und Drückung aufeinander. Ihre mehrer Befestigkeit aber erhalten sie im Winter durchs beflastern mit Eis und Schnee und durch die Zusammengfrörung.» In der welschen Sprache, er meint in der italienischen Sprache, heiße man dieses Geleit Sovenda. Nach Schinz verstehen sich nur die Einwohner von Pontirone, einem kleinen Dorf im Livinental, auf den Bau dieser Holzgeleite. Sie seien dafür bekannt, und die Vertreter der großen Holzhandelsfirmen in Brissago, Locarno und Mailand treten mit ihnen in Verhandlungen. Man einige sich schließlich in einem Vertrag nach Klaftern, dann werde ein Augenschein genommen, um auch den Kauf der betreffenden Holzschläge abzuschließen. Die Bäume werden dann in Sägeblöcke geschnitten, deren Länge nicht mehr als 15 Schuhe betrage. Schinz beschreibt dann ganz eingehend den Bau und auch den Betrieb dieser Holzgeleite. Ganz offensichtlich hat er diese Holztransporte selber beobachtet und sich eingehend mit den Holzern unterhalten.

Das Tessin gehört überhaupt zu seinen Lieblingsgegenden. Im fünften Heft seiner Beiträge (26) beschreibt er eingehend die Tessiner Kastanienwälder, die zu den nützlichsten des Landes gehören, weil sie Nahrung und Holz liefern. Schinz weiß, daß es zwei Sorten von Kastanien gibt und kennt auch die Fortpflanzung. Zu seiner Zeit sei der Wurzelausschlag die übliche Fortpflanzungsart gewesen. Mit Samen habe man nur wenig gearbeitet. Die Wurzelausschläge seien im fünften oder sechsten Jahr gepfropft worden. Die Kastanie könne, so berichtet er weiter, ein Alter von bis zu dreihundert Jahren erreichen. Eingehend beschreibt dann Schinz die Ernte sowie die Bearbeitung der Kastanie. Schließlich preist er die Qualität

des Holzes, das sich zu mancherlei Zwecken eigne, für den Schiffsbau sowohl auch für den Hausbau wie für Fässer. Als Brennholz empfiehlt er es nicht besonders, hingegen ist er der Auffassung, daß es eine ganz ausgezeichnete Holzkohle liefere. Es sei dies auch der Grund, weshalb da und dort auch geköhlt werde. Eine Zeitlang hätte dieses Gewerbe so gut floriert und sei soviel Holzkohle außer Land gebracht worden, daß es zu einer großen Versuchung für den Bauern geworden sei.

Zu den Beiträgen der Landeskunde und Topographie kam 1728 ein Eidgenössisches Stadt- und Landrecht. Sein Verfasser, der Zürcher Gelehrte Hans Jacob Leu, hat dem Wald und der Forstwirtschaft, genauer gesagt dem Forstrecht zwei vollständige und ausführliche Kapitel gewidmet (27). Er unterscheidet verschiedene Kategorien Waldes: «Öffentliche Wälder, *publicae Sylvae,* welche der Landesobrigkeit oder Stadt/Dorff/Gemeind oder anderen gemeinen Wesen zuständig sei. (Darunter auch etliche sogenannte Verbannete oder Bannholzer sind / welche von der Obrigkeit an das Verbott so gelegt sind / daß niemand ohne ihr besonderliche Erlaubnus darinn einiges holtz fällen / noch daraus wegnehmen darf.)» Als weitere Kategorie nennt Leu die Privatwälder. Ausgehend von römisch-rechtlichen Begriffen versucht er sodann die Waldarten zu systematisieren: «Forst, Foresta, oder Nemora, sind große Wälder in denen sich wilde Tiere aufhalten / Sylva ist ein Wald, welcher bei einem Fluß gelegen / Barcus oder Vivarium, ein Thier-Garten.» Im weiteren gebe es Weidewälder, *sylva pascua,* «da neband dem Holtz auch ein Weidegang für das Vieh vorhanden». Unter *sylva caedua* versteht Leu einen Ausschlagwald, während er unter *sylva non caedua* einen Wald versteht, der sich mittels Samen fortpflanzt. In der Literatur werde, so fügt er bei, der Begriff *sylva non caedua* indessen auch anders ausgelegt. Es handle sich nach dieser Version um einen aus ausgewachsenen, mindestens dreißig Jahre alten Bäumen bestehenden Wald, während der schlagbare Wald *(sylva caedua)* schon nach einer kurzen Umtriebszeit von fünf bis zehn Jahren gehauen werde.

Von weittragender Bedeutung sind Leus Ausführungen über die Forstgerechtigkeit. Obwohl in bezug auf die Wälder die Eigentümer nach Belieben und Gutdünken verfahren können, so hätten doch die Obrigkeiten und jene, welche die forstliche Hoheit haben, das Recht «zur Äufnung der Wäldern und beybehaltung ihrer Rechte, Ordnungen, Satzungen und einschränckungen zu tun». Das bedeute, daß Reviere, in denen nicht viel Holz vorhanden sei, aufgeforstet werden müssen. Auch bedeute es, daß das junge Holz, bis es genügend stark geworden sei, vor Eingriffen und Schäden bewahrt und abgesichert werden müsse. Auch könne die Obrigkeit bestimmte Weideverbote und ganz bestimmte Hausätze erlassen, ferner könne sie das Schneiteln (Abstreifen von Laub) untersagen, Bestimmungen oder Verbote für das Harzen aufstellen und schließlich auch das Rechen von Streu und Laub in den Wäldern ganz oder teilweise verbieten, weil dieses Laub dem

Wald zur Düngung diene. Leu verweist in diesem Zusammenhang ausdrücklich nicht nur auf die deutschen Holzordnungen, sondern vor allem auch auf das Zürcher Holzmandat aus dem Jahre 1717. In diesem Mandat, so sagt er, werden eigentliche Waldbaubestimmungen erlassen, die zu achten und einzuhalten er mit größtem Nachdruck empfiehlt. Waldaufteilungen und Zersplitterungen sollen tunlichst vermieden werden. Ohne ausdrückliche hochobrigkeitliche Erlaubnis dürfe kein Wald mehr gerodet werden. Dort, wo das in letzter Zeit geschehen sei, müsse wieder Wald angelegt werden. Auch sollen, um Holz zu sparen, die Holzzäune durch Lebhäge ersetzt werden. Wer ein Nutzungsrecht in einem Wald eines anderen Eigentümers besitze, dürfe, wie das schon J. Meurer in seinem Jagd- und Forstrecht dargelegt habe, einen solchen Wald nicht völlig umhauen und ihn zu Feld, Acker, Reb- oder Wiesland schlagen, es sei denn, der Eigentümer gebe hiezu sein ausdrückliches Einverständnis. Eine Obrigkeit könne selbst dann, wenn jemand das Nutzungsrecht in einem ganzen Wald besitze, einschränkende Bestimmungen erlassen, wenn «dann etwa an anderen Orten zu seinem und des eigentums Herren nutzen das übrige Holtz wieder desto besser fortwachsen könne». Einen besonderen Schutz genießen, so fährt Leu fort, die fruchtbaren Bäume (Kastanien, Eichen, Buchen usw.). Er zitiert in diesem Zusammenhang eine Nidwalder Bestimmung, wonach ein fruchtbarer Baum ohne Bewilligung nicht umgehauen werden dürfe. Außerdem lobt er jene appenzell-außerrhodische Bestimmung, die jegliches Fällen von fruchtbaren Bäumen in Gemeinwäldern untersagte. Die Obrigkeit verschiedener Orte habe, um die Wälder zu schonen, auch das Recht, die Ausfuhr von Holz oder sogar Holzwaren zu verbieten. Was sich für Bauholz eigne, dürfe nicht als Brennholz verwendet werden. Solange dürre, gefallene und vom Wind umgeworfene Bäume zur Verfügung stehen, sollen diese verwendet werden, bevor ans Fällen gegangen werde.

Alle diese Beispiele zeigen, daß Leu die wichtigsten waldbaulichen und forstwirtschaftlichen Maßnahmen seiner Zeit gekannt hat. Sein forstliches Wissen, das er aus Dutzenden von Autoren des In- und Auslandes, aber auch aus der forstlichen Praxis eidgenössischer Orte oder Gemeinden bezogen hat, war wohl für einen Juristen des 18. Jahrhunderts einzigartig.

Anhand einiger Beispiele sind wir der Darstellung des Waldes in der Literatur des 18. Jahrhunderts nachgegangen. Es ist dies eine dankbare Aufgabe, mehren sich doch im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten im Zeitalter der Aufklärung die Zeugnisse, die für eine neue Einstellung, ja Wertschätzung des Waldes sprechen. Dichter wie Haller und Rousseau vermochten ein neues Naturideal zu prägen, das recht eigentlich zur Entdekkung der Schönheit von Alpen und Wäldern geführt hat. In der schönen Literatur erhält der Wald fortan eine so wichtige Stellung, wie er sie nicht einmal im höfisch-ritterlichen Roman des Mittelalters besessen hatte.

Der Erklärung und Aufklärung im eigentlichen Sinne des Wortes dienend, haben sich aber auch Naturforscher, Topographen, Naturhistoriker, ja Philosophen und Theologen mit dem Wald befaßt. Auch das ist, wenn wir von ganz vereinzelten Vorgängen im 16. und 17. Jahrhundert absehen, gänzlich neu. Zuerst war es das Kuriose, das die Forscher anzog, doch dann begannen sie den Waldbäumen und schließlich auch dem Wald als Naturerscheinung nachzuforschen. Schließlich stießen sie zur Erkenntnis durch, daß man kurze Zeit nach der Entdeckung des Waldes als Quelle des Wohlbefindens daran war, ihn zu verlieren. Sie alle plädierten nach Maßgabe ihres Wissens und ihrer Kräfte in unterschiedlicher Weise für den Wald, seine Erhaltung und seinen pfleglichen Ausbau.

Wurden sie gehört oder erlagen die Zeitgenossen, wie Hans Rudolf Schinz einmal gesagt hat, dem Zeitgeist, der mehr nach Nützlichkeit, nach augenblicklicher Rendite denn Nachhaltigkeit trachtete? Diese schwerwiegende Frage ist nicht leicht zu beantworten. Sicher ist, daß sich unter dem Einfluß der großen Naturverkünder, Naturforscher und Topographen die Öffentlichkeit mit dem Wald und seinem Schicksal zu befassen begann. Von größter Bedeutung war sodann auch, daß die ökonomischen und physiokratischen Gesellschaften der verschiedensten Orte der alten Eidgenossenschaft daran gingen, die Land- und Forstwirtschaft zu untersuchen und auch zu fördern (28). Sie legten die Grundsteine zu einer eigentlichen schweizerischen Forstwirtschaft. Wie weit sie in ihrem Wirken von den Verkündern des neuen Naturerlebnisses, von den Mahnungen der Landeskundler und Naturforscher oder schließlich ganz einfach vom sich immer deutlicher abzeichnenden Holzmangel angeregt wurden, läßt sich nicht in jedem Fall genau ausmachen. Doch ist ja das nicht von allzu großer Wichtigkeit. Die Hauptsache ist, daß man allgemein einzusehen begann, daß der Wald gerettet werden müsse vor dem Menschen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann diese Erkenntnis endgültig in die Tat umgesetzt werden würde. Sie zutage gebracht und verbreitet zu haben, gehört sicherlich zu den eigentlichen und schönsten Ruhmestiteln des 18. Jahrhunderts. Ebenso großartig ist indessen die Tatsache, daß die großen Künder der Natur nicht nur fragten: Wie rette ich den Wald vor dem Menschen, sondern ebenso eindrücklich: Wie rette ich den Menschen durch den Wald. Wie rette ich den Menschen vor sich selber und seiner rastlosen und oft falschen Suche nach dem vermeintlichen oder wirklichen Glück? Beide Fragen sind heute so aktuell wie im 18. Jahrhundert.

Résumé

Découverte de la forêt

La forêt dans la littérature du 18e siècle

L'épopée « Les Alpes » du bernois Albert de Haller marqua le début d'une nouvelle vision de la nature. J.-J. Rousseau la reprit à son compte et, en plus de la beauté des montagnes, c'est lui qui véritablement découvrit et fit connaître la beauté des forêts. De nombreux poètes du 18e siècle, entre autres Matthisson, Salis-Seewis et Goethe, ont chanté la forêt. Leur vision de cette dernière, parfois sentimentale et romantique, fut bientôt admise d'une façon générale par une humanité affamée de nature et de naturel. Les études faites en Suisse sur la géographie et la topographie ont contribué largement aussi à la connaissance de la forêt. Des naturalistes, des géographes, des juristes, des théologiens et des philosophes de renom commencèrent à étudier et à décrire le pays. C'est à eux qu'on doit une vaste littérature dans laquelle les bois et les forêts sont, pour la première fois depuis l'Antiquité, traités d'une façon complète. Parmi les plus grands et les plus célèbres ouvrages, il faut citer les sciences naturelles de Scheuchzer, la délinéation de Sererhard, la description de la terre de Faesi, les études sur les forêts de Jean-Rodolphe Schinz, ainsi que le droit des cités et des pays de la Confédération de Jean-Jacques Leu. Tous ont demandé la protection de la forêt et ont proposé des mesures adéquates pour la réaliser après avoir constaté l'apparition d'une disette de bois et une extension toujours plus large d'une exploitation ruineuse des forêts. Ils eurent sans aucun doute le mérite, avec les économistes qui jetèrent les bases d'une économie forestière suisse, de sauver la forêt d'une exploitation de plus en plus ruineuse et par là d'une destruction totale. En même temps et certainement pour la première fois dans l'histoire, ils mirent bien en évidence le fait que la forêt procure à l'homme agité par une activité sans relâche au siècle de la raison le repos nécessaire, le retour sur soi-même et la possibilité de la réflexion. Ainsi, ils ont développé un sujet qui de nos jours est plus actuel que jamais.

Traduction: Farron

Quellen- und Literaturverzeichnis

(1) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Horgen-Zürich-Leipzig 1933

(2) *Stauffer, M.:* Der Wald. Zur Darstellung und Deutung der Natur im Mittelalter. Bern 1959

(3) *Egli, E.:* Erlebte Landschaft. Zürich und Leipzig 1943, S. 30

(4) *Haller, A. von:* Tagebücher der Reise. S. 27

(5) *Haller, A. von:* Die Alpen. Gedichte. Ausgabe Stuttgart 1965, S. 15

(6) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 36

(7) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 38

(8) *Rousseaus* nachgelassene Werke, Einsamer Spaziergang, 1783. Zitiert von Egli, E., Erlebte Landschaft, a. a. O., S. 143 und 230

(9) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 40

(10) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 43

(11) *Ziehen, E.:* Die deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750 bis 1815. Frankfurt a. M. 1922, S. 13 ff.

(12) *Sulzer, J. G.:* Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 getaner Reise und Rückreise 1780

(13) Zitiert in: *Weiss, R.,* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 97

(14) *Matthissons, F.:* Gedichte. Herausgegeben von Joh. Hch. Füssli, Zürich. 1792

(15) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 101

(16) *Weiss, R.:* Das Alpenerlebnis a. a. O., S. 113

(16a) *Goethe, J. W. von:* Briefe aus der Schweiz. Band IX der gesammelten Werke. Artemis-Ausgabe, Zürich und Stuttgart 1962. S. 13, 16 und 17

(17) *Goethe, J. W. von:* Der Faust. 1. Teil, Ausgabe Artemis, Zürich/Stuttgart. S. 112

(18) *Scheuchzer, J. J.:* Seltsame Naturgeschichte des Schweitzerlandes, wöchentliche Erzählung. Zürich 1746, S. 1

(19) *Scheuchzer, J. J.:* Naturgeschichte des Schweitzerlandes. Zürich 1746, S. 7

(20) *L'état et les Delices de la Suisse.* Leiden 1714, Amsterdam 1730, Basel 1764. Deutsche Ausgabe: «Über das Interessanteste der Schweiz.» Leipzig 1777

(21) *(Ruchat)* Über das Interessanteste der Schweiz. Leipzig 1777, S. 54

(22) *Sererhard, N.:* Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden, 1742. Nach dem Manuskript herausgegeben und gedruckt 1872 von Conradin von Moor. S. 43

(23) *Sererhard, N.:* Einfalte Delineation a. a. O., S. 72

(24) *Faesi, J. C.:* Genaue und vollständige Staats- und Erd-Beschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft, derselben gemeinen Herrschaften und zugewandten Orten. 4 Bände. 1765 bis 1768

(25) *Schinz, H. R.:* Beiträge zur näheren Kenntnis des Schweizerlandes. 2. Heft, Zürich 1784. Beschreibung der in der welschen Schweiz üblichen Holzgeleite. S. 146

(26) *Schinz, J. H.:* Beiträge zur näheren Kenntnis des Schweizerlandes. Heft 5, Zürich 1797

(27) *Leu, H. J.:* Eidg. Stadt- und Landrecht. Zürich 1728, S. 102 bis 107 und 631 bis 657

(28) Vergleiche darüber die Arbeit von *H. Grossmann:* Der Einfluß der Ökonomischen Gesellschaften auf die Entstehung einer eigentlichen Forstwirtschaft in der Schweiz. Beiheft Nr. 9 zu den Zeitschriften des Schweiz. Forstvereins. Bern 1932